

# Putins Angriffskrieg auf die Ukraine – was geht uns das an? – ausgewählte Beiträge

Zusammengestellt von Thomas Gürke und Heinz-Josef Sprengkamp



## Ljuba Danylenko: Notizen aus dem Krieg: „Man will nicht wach werden“

Seit vier Wochen Krieg in der Ukraine. Ljuba Danylenko aus Kiew lebt jetzt im Westen des Landes und schrieb auf, was sie auf der Flucht erlebt hat.

*Ljuba Danylenko floh zwei Tage vor Kriegsausbruch mit ihrer Freundin Tanja Pastuschenko und ihrem fünfjährigen Sohn Ostap in die ukrainischen Karpaten. Von dort schrieb die 46-jährige Historikerin und Dolmetscherin für die taz auf, wie das Leben von einem Tag auf den anderen nicht mehr ist, was es war. Von den Karpaten aus flüchteten sie nach einer Woche weiter in die ukrainische Stadt Uschgorod an der slowakischen Grenze. Hier weitere Einträge von ihr aus den vergangenen drei Wochen, denn der Krieg hört nicht auf.*

Chaotische Notizen und unheimlich lange Tage. Zeit vergeht mit Schreiben, mit Telefonieren. Wir wohnen bei Natascha in Uschgorod. In der Kleinstadt hängen überall Plakate, die zum Sieg aufmuntern. Am Sonntag wieder Kirchenbesuch. Ist es schon eine Woche her, dass wir in der Kirche in den Karpaten waren? Hier in Uschgorod ist es eine große, schöne, übervolle Kathedrale, Menschen stehen draußen.

Ist, was geschieht, wahr? Es ist wie ein Albtraum. Wir trösten uns, indem wir uns vorstellen, wie wir den Sieg feiern. Wie wir uns umarmen und jubeln. Alle Frauen wollten zum 8. März, dem Frauentag, nur das eine Geschenk. Nicht das Kriegsende – nein, sie wollen den Sieg. Viktoria, eine Freundin, schickt mir am 8. März ein Foto. Sie ist in Militäruniform und mit Blumen. Frauen kämpfen mit.

Die 91-jährige Holocaustüberlebende Nadeschda ist mit ihrer Familie in Polen. Erleichterung. Jetzt brauchen andere unsere Hilfe. Wir suchen im ganzen Lande nach NS-Opfern, die gewiss in Not sind. Es erfüllt unser relativ ruhiges Leben mit Sinn. Wir haben schon einige Spenden bekommen. Die russische „Entnazifizierung“ Kiews zwingt die 96-jährige Anastasia Gulaj, eine weitere Holocaustüberlebende, ihr selbst erbautes Haus zu verlassen. Beim zweiten Versuch schafft sie es mit Sohn und Tochter nach Lwiw. Dann stundenlanges Warten an der polnischen Grenze, dann Weiterfahrt, bis unser Freund aus Magdeburg sie in die Arme schließt. Ob sie sich gedacht hat, noch einmal Deutschland zu besuchen? Die letzten Veranstaltungen waren ja online wegen Corona und ihrer kranken Beine.

Eine Erinnerung aus dem Jahre 2018: Anastasia und ich kommen zum Zeitzeugengespräch auf ein Übungsgelände der Nato in Sachsen-Anhalt. Etwa 200 Soldaten grüßen stehend. Nach einem bewegenden Bericht über zwei qualvolle Jahre Auschwitz und Bergen-Belsen fragt einer der Soldaten: „Wie können Sie, die Sie so viele NS-Gräueltaten erlebten, in Kiew wohnen, wo der Faschismus blüht?“ Erst erschrocken, fasst sich Anastasia doch wieder und sagt: „Ich lebe im friedlichen Kiew, und nirgendwo habe ich Faschisten gesehen. Spinnt der Kreml sein Lügennetz bis nach Deutschland? Die nationalistischen Kräfte bekommen in der Ukraine 1,6 Prozent der Wahlstimmen. Und bei euch?“

Am 9. März war der Geburtstag unseres Nationaldichters Taras Schewtschenko. Er lebt mit uns weiter, er ist da, seine Worte sind Zeitgeist. „Liebt unsere Ukraine! Liebt sie auch in der bösen Zeit. In der letzten schweren Minute betet der Herr für sie.“

Sehnsucht. Ich blättere meine Freundesliste auf Facebook durch – Leute, ich habe euch so lieb! Zwei Kontakte ohne Bild allerdings werden endgültig gelöscht. Der Gedanke an zwei weitere tut mir weh. Martin Luther King Jr. sagte: „Am Ende werden wir uns nicht an die Worte unserer Feinde erinnern, sondern an das Schweigen unserer Freunde.“

Auf dem Smartphone schauen sich mein fünfjähriger Ostap und ich Fotos und Videos aus der Vorkriegszeit an. Das herrliche Kiewer Puppentheater, erbaut wie ein märchenhaftes Schloss mitten im Stadtzentrum. Bilder an der Wand meiner Wohnung, die meine Mama gestickt hat; die sind mir mehr wert als alles andere. Meine Blumen tun mir auf einmal leid, sie werden nicht überleben.

Die Rettung von Tieren liegt erstaunlich vielen am Herzen. Sie werden mit evakuiert, gerettet, operiert. Sechs Katzen im Haus sind mein Antistress. Ein Bekannter fragt, wie man eine Fledermaus füttern soll, die zu früh aus dem Schlaf erwacht ist. Sogar Hühner werden Opfer der russischen Eindringlinge: Drei Millionen Hühner verhungern auf der Geflügelfarm

Chornobayiw bei Cherson, weil kein Futter geliefert werden kann. Sie können nicht entsorgt werden.

Eine anekdotische Geschichte versetzt uns in bessere Stimmung: Eine Frau sieht, als sie ihre Heimat in der Region Sumy verlässt, einen frei laufenden Husky. Der streunende Hund tut ihr leid, er kommt ihr verlassen vor. Sie läuft ihm hinterher, schafft es, ihn zu fangen, und packt ihn in den Kofferraum ihres Wagens. Als ein extra geholter Tierarzt die Heckklappe aufmacht, sieht er voller Staunen einen Wolf. So viel zum Mut ukrainischer Frauen.

Zwischendurch Frisiersalon. Freunde in Uschgorod versuchen uns Normalität zu vermitteln und machen einen Termin beim befreundeten Friseur Jan. Er ist aus seinem Haus ausgezogen, um dort 13 Flüchtlinge unterzubringen. Eine ältere Dame kommt zum Haarschneiden und redet mit mir: „Es ist schon der zweite Krieg, den ich erleben muss. Beim ersten war ich zu klein, um zu kämpfen, und bei diesem bin ich zu alt.“ Alewtina ist ihr Name, ethnische Belarussin. Ihre Tochter ist in Lwiw geboren und fühlt sich als „echte Ukrainerin“. Ukrainisch zu sein ist eine Weltanschauung, keine nationale Herkunftsfrage, hat mein Mann oft gesagt.

Meine Schwester aus Kiew ruft plötzlich an, ich bekomme mit, dass sie und ihr behinderter Sohn in einem Taxi sind: „Wir fahren zum Bahnhof. Wir wissen nicht, welchen Zug wir nehmen, egal, bloß weg aus dieser Hölle.“ Sie ergattern Platz in einem Sonderzug. Dort sitzen sie mehrere Stunden im kalten Durchgang auf ihren Taschen. Kein Licht brennt wegen der Gefahr, zur Zielscheibe zu werden. Nur die Stimme des Lokführers, dass man Umwege machen müsse. Um 3 Uhr nachts kommen sie in Lwiw an, dürfen aber wegen der Sperrstunde nicht weiter. Noch drei Stunden am Bahnhof frieren. Dann in die Wohnung einer Freundin von mir.

Ich wache um halb acht auf. Ich fühle mich ausgeschlafen. Und beschämt. Ein sauberes Bett, und sei es bloß eine Couch, ist nun Luxus für viele. Schlaf wirkt jetzt rettend. Man will nicht wach werden. Der Krieg bringt uns viele neue Erkenntnisse übers eigene Land: von den riesigen Lagerräumen bei Kiew, die nun explodierten, bis zu den größten Eier-Inkubatoren und Produktionsstätten westlicher Firmen. Ochtyrka erweist sich als wichtiger Ort, ich war da noch nie. Charkiw mit unerwartet viel Widerstand. Dort sind Museen und die Oper beschädigt, Kunstwerke vernichtet. In der Charkiwer Kunstgalerie versucht man Gemälde russischer Künstler vor den Russen zu schützen.

Meine Kiewer Nachbarn, eine mehrköpfige Romafamilie, melden sich aus Moldau. Sie konnten fliehen. Sie lieben die Ukraine; sie weinen. Sie laden mich nach Chisinau ein. So viel Wärme. Seltene Videoanrufe meines Mannes – wenige Worte, wir wollen einander nur sehen, alles ist auch so klar, jeden Zug seines Gesichts will ich mir merken. Am 13. März, seinem Geburtstag, meldet er sich erst abends. Er schreibt kurz: „Heute hatte ich zweimal Geburtstag.“ Details lässt er aus.

Irpin. Worsel. Butscha – nun sind diese vor Kurzem so begehrten Vororte von Kiew weltbekannt. Sie zahlen ungeheure Opfer, um die russischen Truppen nicht nach Kiew reinzulassen. Kiew steht. Und doch: erste Meldungen von Bekannten, dass sie ihre Häuser verloren haben. Entsetzen.

Wir zucken zusammen. Mariupols Entbindungsklinik wird von den „brüderlichen“ Bomben getroffen. Keine Worte. Tanjas Kollegin schreibt aus Kiew: „Dritte Woche Krieg, ich laufe nicht mehr weg, ich erkenne schon am Geräusch, wo der Tod fliegt, ob das weit ist. Es beruhigt mich, wenn ich, im Korridor sitzend, einen Artikel schreibe und meine Materialien

kopiere.“ Tanja überlegt, ob sie die nächste Kreditrate für ihre vor Kurzem erworbene neue Wohnung abzahlen muss. Die Bank regt an zu zahlen. Das Haus stehe ja. Noch.

Ich prüfe, wie meine Lieblingsmarken aus Deutschland reagieren. Werden sie ihr Business in Russland einstellen? Mein Lieblingsstaubsauger Miele, mein sicherer Boiler Bosch, unser geräumiger Volkswagen Caddy. Enttäuscht mich nicht. Für euch steht wirtschaftlicher Verlust auf dem Spiel. Für uns der Verlust der Heimat. An diesen deutschen Marken brachte ich Deutschanfängern gewöhnlich bei, bestimmte Buchstabenkombinationen zu lesen. Miele – langes i; Bosch – sch; Volkswagen – v als f.

Tränen sind nicht immer aus Mitleid: In Russland weinen sie, weil McDonald's schließt und Instagram abgeschaltet ist. Wir weinen wegen der getöteten Menschen, getöteten Kinder, der zerstörten Städte. Die größten Sorgen der ukrainischen Bevölkerung: Die Zeit für die Aussaat rückt immer näher, Felder müssen bestellt werden, haut ab, wir müssen unsere Gärten bepflanzen. Die Kornkammer Europas brennt und blutet.

Ostap bekommt immer mehr mit. Am Telefon sagt er seinem Opa, dass sein Papa nun im Krieg sei. Er quengelt nicht mehr. Besorgt fragt er, ob unser Hochhaus in Kiew noch steht. Dort seien seine Spielsachen. Vom humanitären Hilfstransport bekommen wir deutsche Puzzles. Ostap freut sich. Ich habe Angst, dass die Welt der Kriegsberichte aus der Ukraine müde wird und dass man unser Leid vergisst. Doch ein Strom von Geflüchteten wird daran erinnern.

Es scheint mir, ein Wendepunkt: In der übelsten russischen Talkshow Solowjows hören wir: „Wozu sollte man das alles beginnen, wenn nach zwei Wochen ‚Operation‘“ – ihm entgleitet das Wort ‚Krieg‘ – „keine bedeutende große Stadt eingenommen wurde?“ Jemand schreibt: Wie steht es denn mit Covid? Sie sollen uns mal was berichten. Wir wollen uns doch entspannen. E-Mails kommen Tag und Nacht. Danke, Bernhard, ich weiß, dass dein Haus offen ist. Danke, Renate, deine Spenden sind überwältigend.

Als ich im August 1991 Studentin der Iwan-Franko-Universität wurde, wurde auch die Ukraine unabhängig. Ich war doppelt glücklich. Die Ukraine wurde als Staat geboren. Das zweite Mal empfand ich diesen euphorischen Zustand, als ich ein Kind zur Welt brachte. Ich könnte mich nie ganz glücklich fühlen, wenn meine Heimat nicht frei wäre.

Mein schmerzhaftes Glück. Mein brennender Stolz.

Luftalarne gibt es nun auch hier in Uschgorod. Der Krieg schleicht sich heran. Da ich viel zu tun habe, denke ich immer noch nicht an die Flucht ins Ausland. Walentina, Tochter ukrainischer NS-Zwangsarbeiter, die ich mal nach Bayern begleitet habe, schickt mir ein Foto von ihrem 12-jährigen Enkel, der sich zusammen mit ihr und Mama in einem Dorf bei Kiew verstecken muss. Der Junge hat graue Haare bekommen und schreit nachts im Schlaf. Er träumte von einer glücklichen Zukunft, lernte vier Sprachen. Diese Zukunft will man ihm wegnehmen. Das zerreißt ihr Herz ... Heute ist es einen Monat her, dass wir Kiew verlassen haben. Die Uhr tickt. Jeder Tag kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Aber was ist ein Monat Krieg im Vergleich zu vier Jahren, die die Ukrainer und Ukrainerinnen im Zweiten Weltkrieg erleiden mussten? Aus der globalen Perspektive teilt man die historischen Perioden in Jahrzehnte und Jahrhunderte, Menschen rechnet man in Tausenden und Millionen. Ich aber spüre, wie für mich jeder Tag, jedes Kind, jeder Mensch zählt.

„If we fall, you fall.“ So ist es, Wolodymyr Selenski. Stoppt Putin! Stoppt den Krieg! Er ist vor euren Türen!  
Aus: taz, 27.03.2022

# Der Krieg nimmt die Worte: „Mariupol war die Hölle auf Erden“

*Weil die ukrainische Historikerin Ljuba Danylenko keine Worte mehr findet, bittet sie andere, für sie zu sprechen – über den Alltag im Krieg.*

*Seit mehr als zwei Monaten ist Krieg in der Ukraine. Anfangs zählten die Menschen die Tage. Auch Ljuba Danylenko. Sie ist Historikerin und Übersetzerin. Ihr Tagebuch [der ersten Woche](#) wurde in der taz veröffentlicht. Und als der Krieg [einen Monat](#) alt war, schrieb sie erneut für uns auf, wie das Leben in der Ukraine in ein Vorher und ein Nachher gerissen wird und nichts die beiden Teile mehr verbindet. Am Anfang saugte der Krieg alle Aufmerksamkeit auf. Nur Schlaf bringe Erleichterung, schrieb Danylenko. Heute nimmt der Krieg ihr auch die Worte. Die Menschen können sich ihre Zukunft nicht vorstellen. Da ist nur Gegenwart, die am 24. Februar begann. Alles was davor war, ist wie aus einer Zeit, die unendlich weit zurückliegt.*

## 15. 4., Mail an Ljuba Danylenko:

Liebe Ljuba, hoffentlich geht es Ihnen gut. Es ist alles so unendlich schlimm. So dämonenhaft schlimm. Es ist jenseits des Verstehens. Viele Menschen kämpfen nicht nur mit Waffen, sondern auch mit Worten. Und ich hoffe, dass Sie weiter mit Worten kämpfen und für die taz Tagebuch schreiben ...

## Antwort von Ljuba Danylenko:

Liebe Waltraud, ich muss zugeben, dass es mir schwerfällt, aber ich werde es tun. Bloß habe ich Zweifel, dass es jemanden interessiert. Ich möchte auch Aussagen von anderen Menschen einfügen. Stimmen aus Mariupol. Ist das möglich? ...

*Sie solle den Wert der Tagebücher nicht unterschätzen, antworte ich, denn es sind Quellen. Auch für spätere Aufarbeitungen. „Eure Stimmen sind authentisch.“ Daraufhin schickt Danylenko den Text von Natalia Salnikova, einer Historikerin, die an der Donetsk State University of Internal Affairs arbeitet und aus Mariupol fliehen konnte:*

## Aus einer Mail von Natalia Salnikova:

Auf Ihre Bitte hin habe ich einen Teil meiner Kriegserfahrungen aufgeschrieben. Es tut mir leid, das ist sehr schmerzhaft und unangenehm. Denn diese Momente muss man beim Erinnern wieder erleben. Ich bin sehr froh, dass meine Familie bei mir ist, wir waren alle zusammen, als der Bombenhagel in unser Haus fiel. Jetzt bin ich in Krywyj Rih. Es ist schwierig, Pläne zu haben und gleichzeitig alles im Leben zu verlieren, besonders wenn man keine 20 Jahre mehr ist und ein behindertes Kind hat.

**Meine Kriegserfahrung:** Mariupol war die Hölle auf Erden. Am 15. März gelang uns die Flucht. Wir wohnten neben der Staatlichen Universität von Mariupol; dort befand sich das Hauptquartier unseres Militärs. Und neben unserem Wohnblock befand sich das Hauptquartier der territorialen Verteidigungseinheit. Deshalb hat die Russische Föderation unsere Nachbarschaft aus der Luft bombardiert. Es war schrecklich; sie bombardierten Tag und Nacht. Wir hatten Glück, wenn es uns gelang, Essen auf einem Feuer in der Nähe des Hauses zu kochen. Und es ist besonders schrecklich, wenn Sie ein autistisches Kind haben

und ihm bei nichts helfen können. Du hast kein Essen, es hat nur 5 Grad in der Wohnung, und du kannst ihm nicht erklären, dass du nichts tun kannst. Wenn er wegen des Krachs ständig schreit und sich unter der Decke versteckt. Diese Lebenserfahrung wünsche ich nicht einmal meinem Feind.

*Was in Mariupol passiert, treibt Ljuba Danylenko um. Jeden Tag Bomben und Tod. Und dann die Befürchtung, dass das, was berichtet wird, niemanden mehr interessieren könnte, wenn es länger als zwei Wochen her ist. Wie das, was eine 15-Jährige aus Mariupol, Natascha Gontscharenko, aufschrieb. Ganz sachlich. Ihr Tagebuch ist eigentlich zwanzigmal so lang. Es bricht am 15. März ab.*

### **Nataschas Tagebuch im Zeitraffer:**

24. 2. Um 5 Uhr morgens wurden wir von Explosionsgeräuschen geweckt.

25. 2. Der Beschuss und die Bombardierung des Ostufers begann. Es ist weit von unserem Haus, aber das Glas in der Wohnung zittert.

26. 2. Mama stopft Rucksäcke mit Dokumenten und dem Nötigsten voll, um sie mit in den Luftschutzkeller zu nehmen.

27. 2. Um 15 Uhr erstmals Alarm in unserer Gegend. 19.54 Uhr: Wieder Angst. Ich bleibe ohne Abendessen.

28. 2. Es wird kein Brot mehr geben. Die Kanonengeräusche aus dem nördlichen Teil der Stadt sind sehr gut zu hören. 20.25 Uhr – wieder Alarm. Der Himmel über Levy ist gelb, dort brennt es. Wir sitzen im Licht einer Taschenlampe im Unterstand.

2. 3. Strom, Wasser und Kommunikation wurden komplett unterbrochen. Sehr kalt in der Wohnung. Wir tragen mehrere Schichten Kleidung. Wir sitzen im Erdgeschoss. Wir hören sehr lautes Dröhnen. Blitze von fliegenden Granaten.

9. 3. Das Haus gegenüber wurde von großkalibrigen Raketen getroffen, Glas fiel auf Menschen. Schrapnell zerfetzte die Bäume. Wir holen Wasser aus einer Quelle. Zwei Kilometer entfernt. Nirgendwo sonst bekommt man Wasser. In der Wohnung 8 Grad; wir schlafen bekleidet unter zwei Decken. Wir kochen Haferbrei, Nudeln, Suppe. Ohne Kommunikation lebt man wie auf einer Insel.

10. 3. Bomben fielen in der Nähe des Entbindungsheims Nr. 3. Wir wissen nicht, wie viele verletzt wurden. Auch in meinem Zimmer war Glas zerbrochen und ein Schrapnell steckte im Rahmen. Das Haus wackelte wie bei einem starken Erdbeben. Wir haben das Foto von einem Bombentrichter gesehen, tiefer als 10 Meter. Ich verstehe, dass kein Unterschlupf uns retten wird, wenn die Bomben ins Haus fliegen.

12. 3. Die Bombardierungen hören nicht auf. Wir haben den ganzen Abend damit verbracht, Kerzen zu suchen, Vorräte zu finden. Mein Bruder spielt Klavier. Musik ist seine Liebe.

13. 3. Die Stadt verwandelt sich allmählich in eine Ruine.

14. 3. Ich erfuhr, dass meine Schule zerbombt wurde.

15. 3. Die ganze Nacht das Gebrüll von Explosionen, Granaten flogen am Haus vorbei. Von den oberen Stockwerken sieht man, dass die Innenstadt brennt. Die Nachbarn sagen, wir müssten weg, sonst würden wir auf der Flucht unter Beschuss geraten. Wir sind um 10 Uhr losgefahren. Der Weg ins 200 Kilometer entfernte Saporischschja dauerte 14 Stunden.

*Natascha Gontscharenko ist so eine junge Frau, die jetzt, wenn sie vom vergangenen Schuljahr erzählt, so spricht, als läge die Zeit Jahrzehnte zurück. Die zerbombte Schule, auf die sie ging, soll eine der besten gewesen sein. „Erst kürzlich renoviert“, schreibt sie in ihrem Tagebuch. Wann ist kürzlich?*

*„Vor zwei Monaten begann ein Tag, der immer noch andauert. Ich lebe in einer verkehrten Welt“, schreibt Ljuba Danylenko, die uns das Tagebuch und die Notizen von Natalia Salnikova und Natascha Gontscharenko aus Mariupol zukommen ließ.*

*Dann schickt sie uns doch noch eigene Aufzeichnungen:*

#### **Aus Ljuba Danylenkos Mail vom 26. 4.:**

Hier sind meine Notizen. Aber ich war schlechter Laune. Nichts ist zusammenhängend.

Die Ukraine war das größte Land Europas, bevor die Krim annektiert wurde. Ihr wollt es nicht glauben, oder? Kann ich verstehen. Es kam kaum in eurem Erdkundeunterricht vor. Ihr werdet sagen: Das war doch Russland. Russland liegt in Asien – geografisch wie mental. Das geografische Zentrum Europas aber liegt in der Ukraine. Ihr werdet es nicht glauben, weil es in Wikipedia anders steht. Und weil in deutschen Wetterberichten, Quiz- oder Talkshows nie von der Ukraine die Rede war. Außer wenn es um Tschernobyl ging.

Russlandfeldzug hieß es, nicht wahr? Obwohl es die Ukraine war, die 1941 komplett besetzt wurde und ungeheure Opfer im NS-Vernichtungskrieg lassen musste. 2,4 Millionen ukrainische Jugendliche wurden zur Zwangsarbeit in deutsche Fabriken, Familien und auf Bauernhöfe verschleppt. Aber ihr denkt, es waren russische Jugendliche, weil für euch das eine das andere ist.

Unterscheiden, den Ursachen auf den Grund gehen, historische Zusammenhänge erkennen.

Wir waren der Mühe überdrüssig, darauf aufmerksam zu machen, dass wir nicht aus Russland kämen. „Ach, ist das nicht dasselbe?“, habt ihr gefragt. Auch, dass die ukrainische Sprache eine andere als die russische ist. Richtiger wäre das Adjektiv russländisch. Denn russisch kommt von Rus. Und sie war in Kiew. Die Kiewer Rus. Der große und mächtige Staat im 9. bis 13. Jahrhundert.

Wie werde ich euch zukünftig durch Kiew führen? Früher habe ich es genossen, es den Besuchern und Besucherinnen zu zeigen. Zu Fuß vom Maidan über das Verwaltungsviertel zum Lawra, dann in die tiefste U-Bahnstation Arsenalna. Sie sah anders aus als andere, zur Hälfte der Warteraum hinten versperrt, als Bunker gedacht, habe ich halb gescherzt. Den Andreassteig hinauf. Steil. Künstler und Souvenirs, auch kitschige dort.

Das Magdeburger Recht. Alle ukrainischen Schüler und Schülerinnen wissen Bescheid, was es bedeutete. Mehrere Jahrhunderte hatte es Einfluss auf die Lebensordnung der Ukraine. Abgeschafft 1835 durch den russischen Zar Nikolai I.

Mein großer 26-jähriger Sohn kehrte nach zwei Jahren bei Microsoft in Kanada zurück in die Ukraine, weil er meinte, es ist das beste Land. Es hat Berge, Meere und Flüsse, Schnee im Winter und Wärme im Sommer. Wassermelonen aus Cherson ein Genuss. Gurken schmecken, Tomaten riechen. Ukrainischer Speck unübertroffen. Schnelles Internet, die billige und bequeme U-Bahn, Kunst, Musik und Freiheitsluft. Jetzt muss er wieder vom Ausland aus arbeiten, um uns und dem Land zu helfen.

*Können Sie, liebe Ljuba, noch sagen, wie es Ihnen, Ihrem Mann, Ihrem fünfjährigen Sohn geht, frage ich nach. In ihren früheren Notizen tauchten diese immer wieder auf. Sie antwortet spätnachts:*

Mein Ostap, mein kleiner Sohn, ist die meiste Zeit auf sich gestellt, da ich viel Arbeit habe. Ich telefoniere ständig mit den alten Leuten, ehemaligen NS-Zwangsarbeitern, überzeuge sie, dass ich keine Schwindlerin bin, sondern Hilfe anbieten will. Die, die wirklich in Not sind, fragen nicht viel, sie zittern vor Angst, weil ihre Häuser beschossen werden. Sie nehmen jede Hilfe an und weinen, dass man sich an sie erinnert. Vielen Dank unseren deutschen Spendern und Spenderinnen. Diese Arbeit hilft mir sehr, von schweren Gedanken abzukommen.

Der Frühling ist diesmal sehr kühl. Wie die Stimmung. Mein Mann ist an vorderster Front. In Erwartung der großen Offensive. Er beklagt den Mangel an Militärtechnik; an Mut mangle es nicht.

Er hat beschrieben, wie sie Menschen aus dem Gebiet von Cherson evakuiert haben. „Hättest du gesehen, wie Menschen ihre Kinder in den Kinderwagen über Felder schieben, wie eine Frau an einem Seil ihre behinderte Mutter im Rollstuhl schleppt, wie Hunde ihren Herrchen hinterherlaufen, es sind so viele ... Die Menschen werden dann mit Bussen fortgebracht, und die Hunde bleiben bei den verlassenen Fahrrädern und warten. Es sind keine Menschen, die das angerichtet haben, es sind Bestien“, schreibt er.

Und dann Mariupol. Es ist unser großes Leid. Keine Worte zu finden dafür.

[www.taz.de](http://www.taz.de), 08.05.2022



# Marcus Faber zu Ukraine-Reise: "Wir unterschätzen die Brutalität der Russen"

*Eine Woche lang bereist der FDP-Verteidigungspolitiker Marcus Faber die Ukraine. Im Interview mit ntv.de zeigt er sich beeindruckt von der Entschlossenheit der Menschen im Lande, den Krieg gegen Russland zu gewinnen. Er beschreibt das brutale Vorgehen der Russen und den Nutzen deutscher Waffen wie der Panzerhaubitze 2000. Von den seitens Deutschland und der Niederlande gelieferten 15 Systemen seien derzeit aber nur noch wenige im Einsatz.*

**ntv.de: Herr Faber, Sie waren der erste deutsche Politiker, der seit Kriegsbeginn in Charkiw war. Wie haben Sie die Stadt erlebt?**

Marcus Faber: Es ist schon beängstigend. Das ist eine Stadt der Größe Münchens, in der zum Tiefpunkt nur noch rund 100.000 Menschen lebten. Jetzt sind es wieder 300- bis 400.000, so genau weiß es niemand. Von 22 bis 6 Uhr ist Ausgangssperre. Die Stadt wird täglich und wahllos von Russland mit Raketen bombardiert. Jeden Tag, jede Nacht werden Krankenhäuser und Wohnviertel mit Clusterbomben angegriffen. Man bekommt mit, dass der erste Einschlag ungefähr zeitgleich mit dem Auslösen des Alarms erfolgt. Das ist nicht wie im Zweiten Weltkrieg, wo man ab Alarm noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Ankunft der Bomber hatte. Es gibt für die Zivilbevölkerung keine Möglichkeit mehr, sich zu schützen. Ich muss sagen, wenn neben meiner Unterkunft die Alarmanlage eines Autos angeht, weil die Druckwelle des Einschlags so nah war, dann bleibt das in Erinnerung.

**Wie gehen die Menschen damit um?**

Das ist eine fast verrückte, gelassene Entschlossenheit. Bei einem Alarm geht niemand mehr in einen Keller oder Schutzraum, weil man weiß, dass bis zum Einschlag die Zeit nicht mehr reicht. Ich stand in einer Kleinstadt auf einem Marktplatz, als ein Alarm losging. Niemand rannte weg, die Menschen haben ganz normal weiter ihre Geschäfte gemacht. Sie sagten, es werde nun irgendwo eine Rakete einschlagen, aber niemand wisse wo. Die Menschen, die ich getroffen habe, akzeptieren einfach dieses zusätzliche Lebensrisiko und versuchen, damit optimistisch umzugehen. Sie sind sehr sicher, dass die Ukraine siegen wird und nehmen das hin. Sie versuchen unnötige Risiken zu vermeiden, sich nicht an öffentlichen Plätzen aufzuhalten, die vielleicht häufiger bombardiert werden. Ich habe bei Slowjansk gesehen, wie Bauern zwischen den ukrainischen Stellungen noch die Ernte einfahren, während es rechts und links brennt, weil russisches Feuer die Felder in Brand gesetzt hat. In der Innenstadt von Kramatorsk werden Schützengräben ausgehoben, 50 Meter weiter sitzen Leute auf einer Parkbank, rauchen und erzählen sich etwas.

**Welche Spuren hinterlässt der Krieg?**

Die Gelassenheit geht auch mit einer Verbitterung über die russische Kriegsführung einher. Man muss es Terrorismus nennen, wenn Wohnviertel und Krankenhäuser angegriffen werden. Oder wenn man ein Verwaltungsgebäude doppelt beschießt. Erst, um es zu zerstören und eine Stunde später noch einmal, um auch die Rettungskräfte zu töten.

## **Was haben Sie auf der Reise gelernt, was Ihnen vorher nicht klar war?**

Die Oppositionsabgeordnete Inna Sovsun erzählte mir, wie sie am Tag des Kriegsausbruchs um sieben Uhr morgens in Kiew ins Parlament zu einer Sondersitzung gerufen wurde. Das Kriegsrecht wurde ausgerufen und dann wurden den Abgeordneten Waffen ausgehändigt, um ihre Stadt zu verteidigen. Mir war auch neu, wie entschlossen und in welchem Umfang die Zivilgesellschaft die Armee unterstützt. Wie die Menschen versuchen, in großen, großen Stückzahlen Material zusammenzubringen, Trucks, Drohnen, Jeeps. So etwas habe ich noch nie irgendwo erlebt, das habe ich mir nicht vorstellen können.

## **Wie läuft das ab?**

Ich war zum Beispiel bei der Stiftung Pyrtula, die Geld sammelt und dann versucht, überall in Europa und der Welt kleine Drohnen zu kaufen, um sie ihren Streitkräften zur Verfügung zu stellen. Sie haben außerdem gerade erfolgreich alte französische Jeeps gekauft und sie in die Ukraine gebracht. Von diesen Stiftungen und Freiwilligenorganisationen gibt es einige. Das trägt dazu bei, dass die Logistik oder auch die Aufklärung bei den Ukrainern wesentlich besser funktioniert. In Kramatorsk und Slowjansk habe ich gesehen, wie wichtig es war, dass die USA die HIMARS-Mehrfachraketenwerfer zur Verfügung gestellt haben, welchen Mehrwert die deutschen Panzerhaubitzen 2000 schon geliefert haben. Die Ukrainer sind sicher, dass sie ohne die nicht mehr an den jetzigen Stellungen stehen würden, sondern eher am Dnepr. Und natürlich der Umkehrschluss, dass sie die Russen auch zurückwerfen könnten, wenn wir noch mehr helfen.

## **Es gab Berichte, dass die deutschen Panzerhaubitzen zum Teil kaputt seien und verschleißen. Haben Sie darüber etwas gehört?**

Ich habe aus dem Verteidigungsministerium erfahren, dass dort derzeit noch fünf von fünfzehn Panzerhaubitzen einsatzbereit sind.

## **Fünf von fünfzehn?**

Ja. Die werden ja massiv genutzt. Dementsprechend werden Ersatzteile gebraucht. Es sind zwar Ersatzteilkonzepte mitgeliefert worden, aber offensichtlich nicht immer das Richtige. Es reicht auch nicht immer, das Ersatzteil zu haben. Bei größeren Reparaturen braucht man auch die passende Werkstatt dafür. Das geht an der Front nicht immer so einfach. Die Ukrainer sind zwar optimistisch, dass sie die Einsatzbereitschaft wieder nach oben bringen können. Aber sie sagen auch, dass sie in der Ukraine eine eigene Reparaturmöglichkeit bräuchten. Sonst müssten sie die Haubitzen wieder außer Landes schaffen. Derzeit können sie nur kleinere Reparaturen selbst machen. Durch russischen Beschuss zerstört wurde keine.

## **Die Panzerhaubitzen und die HIMARS-Raketenwerfer der USA hatten eine große Wirkung, nun ist die Frage, ob diese westlichen Artilleriesysteme eine Wende im Krieg bringen.**

Die Mehrfachraketenwerfer haben tatsächlich einen Unterschied gemacht. Dass man jetzt im Süden bei Cherson besetzte Gebiete zurückerobern kann, ist eine Folge davon. Auf der anderen Seite rücken die Russen im Donbass immer noch vor. Als ich vor zwei Tagen dort war, bewegten sie sich auf Bachmut zu. Dort ist es für die Ukrainer immer noch sehr schwer, die eigenen Stellungen zu halten. Also: Ja, die Systeme machen einen Unterschied, man braucht aber schlicht mehr davon, auch mehr Munition. Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Wir

haben am 11. August ein Konvent in Kopenhagen, wo sich die Staaten treffen, die die Ukraine unterstützen. Da muss es vor allem darum gehen: Was sind die nächsten Pakete? Wie kommen wir über den Herbst und den Winter? Da geht es um Munitionsproduktion. Das scheint mir bisher zu wenig beachtet worden zu sein.

### **Was haben Ihre ukrainischen Gesprächspartner zu deutschen Waffenlieferungen gesagt?**

Die haben sich erstmal bedankt für das, was gekommen ist. Aber sie haben auch deutlich gesagt, dass sie mehr brauchen. Bei 1000 Kilometern Frontverlauf ist es schön, dass wir von unseren 119 Panzerhaubitzen zehn zur Verfügung stellen. 30 wären aber besser. Die Ukrainer haben ja selbst 100 Panzerhaubitzen bestellt, die aber frühestens Ende nächsten Jahres fertig werden. Kann man nicht jetzt der Ukraine mehr abgeben und die eigenen Bestände dann aus der ukrainischen Bestellung wieder auffüllen? Das würde dazu führen, dass auf dem Gefechtsfeld schneller mehr ankommt. Es geht auch um gepanzerte Fahrzeuge für die Logistik und Truppentransporte, und um Kampfpanzer, da ist die Ukraine massiv unterlegen. Wenn man besetzte Gebiete zurückerobert und die Kriegsverbrechen beenden will, dann braucht man einfach Panzer.

### **Geht es auch um den alten Leopard 1? Die stehen ja noch zu Dutzenden auf dem viel zitierten Hof der Rüstungsindustrie. Da sagen manche, die seien den russischen Panzern sowieso hoffnungslos unterlegen.**

Na ja, wenn man sich anschaut, was die Russen da gerade auffahren, nämlich alles, was noch übrig ist, dann ist der Leopard 1 vielen alten sowjetischen Panzern ebenbürtig. Die Ukrainer sagen, sie nähmen lieber den Leopard 2, aber ein Panzer ist besser als kein Panzer.

### **In Deutschland erfahren die Menschen hauptsächlich über die Medien vom Krieg. Wenn man vor Ort ist, bekommt man aber viel direktere Eindrücke. Gibt es etwas, das in Deutschland nicht richtig verstanden wird?**

Ich glaube, das ist tatsächlich die Brutalität der russischen Seite. Wie sie versucht, den Willen der Zivilbevölkerung zu brechen, sie einzuschüchtern, zu terrorisieren. Dass hier wirklich jegliche Humanität von der russischen Seite verloren gegangen ist, kommt bei uns nicht an. Bei uns ist von einem Krieg die Rede, und das ist ja auch richtig. Aber die gezielte Bombardierung von Wohnblöcken, von Parks, das ist nicht nur einmal vorgekommen. Sie sehen in Kiew ausgebrannte Autos, auf denen "Kinder" steht. Die Ukrainer sagen, sie hätten den Eindruck, dass die Russen erst recht darauf gefeuert hätten.

### **Wie lange halten die Ukrainer noch durch?**

Man muss verstehen: Die Ukrainer sind wütend. Sie sind wirklich entschlossen, diesen Kampf bis zum Ende zu führen und ihr Land zu verteidigen. Jeder Terrorakt Russlands macht sie noch entschlossener. Sie wissen, dass es noch lange dauern wird und sind auch für die Hilfe dankbar. Aber philosophische Debatten, wie wir sie in Deutschland teilweise führen, haben nichts mit der Realität zu tun.

### **Sie meinen Überlegungen zu einem baldigen Waffenstillstand?**

Die Ukrainer haben 2015 die Erfahrung gemacht, was passiert, wenn man einen Waffenstillstand aushandelt, der dann nicht hält. Er gibt den Russen nur die Gelegenheit, sich

auf einen neuen Angriff vorzubereiten. Diesen Fehler haben sie einmal gemacht, den werden sie kein zweites Mal machen.

*Mit Marcus Faber sprach Volker Petersen - aus: ntv.de, 10.08.2022*

Literaturhinweise

**Angebot der Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt, Leiterstr. 2, 39104 Magdeburg**

Bestell-Nr. 116 | Andreas Kappeler | Kleine Geschichte der Ukraine

Bestell-Nr. 127 | Andreas Kappeler | Ungleiche Brüder - Russen und Ukrainer

Bestell-Nr. 150 | Maik Reichel | Poltawa, Auschwitz, Bergen-Belsen, Kyjiw - Die Lebensgeschichte der Anastasia Gulej

Bestell-Nr. 157 | Manfre

d Quiring | Russland - Ukrainekrieg und Weltmachtträume

Bestellbar via [www.lpb.sachsen-anhalt.de](http://www.lpb.sachsen-anhalt.de)